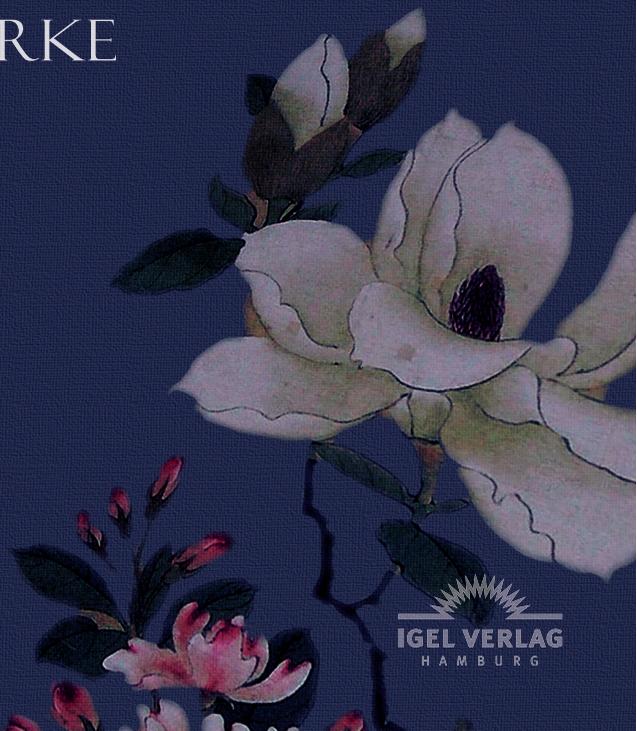




Franz Hessel

Verstreute Prosa, Kritiken

SÄMTLICHE WERKE
BAND 5




IGEL VERLAG
HAMBURG

Bd. 5: Verstreute Prosa, Kritiken. Hg. von Hartmut Vollmer
ISBN 978-3-86815-673-7
2. aktualisierte und erweiterte Auflage 2014

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2014
Alle Rechte vorbehalten.
www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH
Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg
Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

VERSTREUTE PROSA

Lob Münchens

In breiten Sammelautos, in Stoßtruppen und einzeln dringen die Fremden in die Stadt München ein. Sie sind in alle Preislagen der aus- und inländischen Reiseeleganz gekleidet. Mehr noch als der transatlantischste Zuschnitt mancher Wiener und Balkaner überrascht den Einheimischen seine eigne Oberländertracht, wenn zwischen Lederhose und Wollstrumpf bläßliche Sachsenknie vordringen oder unterm Gamsbarthut ein Kneifer ihn bestrahlt, unter dem eilige und sehr präzise Fragen hervordringen. Ein wenig erschrocken, aber freundlich gibt der Einheimische Bescheid und vermittelt langsam, aber so schnell er kann, zwischen Frauenkirche, Hofbräuhaus, Residenz und denen, die „dahinter“ kommen wollen. Und grün, wie junges Laub, leuchten die alten Turmdächer über all denen, die München suchen. Werden sie es finden?

An andern Städten mag man den berühmten Herzschlag der jeweiligen Gegenwart spüren. München ist lebendig, ohne aktuell zu sein. Es hat sich ja auch hier Politisches ereignet, es finden allsommerlich berühmte Festspiele statt, der Glaspalast vereint wie die Moabiter Hallen alle Richtungen der erwachenden und einschlafenden Kunst, und in vielen Läden und Sälen vom ehrwürdigen Hanfstängl bis zum mutigen Goltz gibt es ältestes und jüngstes zu sehen. Aber die Stadt bewahrt ihre segnende und ausgleichende Stille. Es ist, als fühlte sie, daß die Gegensätze, auf die sich die Beteiligten so viel zugute tun, die anderswo zur deutlichen Zweiteilung in das Richtige und das Unmögliche, das „Selbstredende“ und das „Ausgeschlossene“ führen, gar nicht so böse gemeint sind und daß es am Ende noch auf etwas anderes ankommt, als auf Richtungen, Meinungen und Benennungen. Die Münchener Tram-bahnschaffner betonen beim Ausrufen der Stationen nicht nach dem Sinn, sondern nach der Musik des Wortes. Der Fremde ärgere sich; sie sind unschuldig; der Rhythmus ist älter als die Tatsachen.

In nächster Nähe des schönen Hildebrandbrunnens steht ein „unmöglicher“ Goethe im Bademantel und mit einer Leier versehen, vor der Deutschen Bank. In andern Städten würde das häßlich auffallen. In München schadet es nichts. Die Atmosphäre hat ihn eingeschluckt. Er

ist Pfortner geworden; er orientiert wie seine Zeitgenossen, das Maxmonument und das Schillermonument, welche nur noch Trambahnhaltestellen sind.

Wie kommt es, daß eine der Hauptstraßen, die Ludwigstraße, trotz Trams und Autos, mit all ihren öffentlichen Bauten aus der fleißigen Zeit des ersten Ludwig so zauberhaft leer wirkt? Daß man auf dieser Straße ganz langsam gehen kann, ohne sich selbst albern vorzukommen? Ja, und wenn man weiter durch das Tor geht und in die Leopoldstraße kommt, kann man geradezu „wandeln“. Und fast jeder, der in München einmal jung und „innewendig voller Figur“ war, erinnert sich an das nächtelange Auf- und Abspazieren allein oder mit gleichbewegten Freunden und Freundinnen auf dieser Hauptader des berühmten Schwabings. Und unter diesen selben Pappeln wandelte, als sie noch zwischen leeren Feldern hinzogen, zu romantischer Zeit der weise Franz von Baader, und was er dachte und sprach, ist oder wird uns näher als vieles durchaus Moderne.

Wie freundlich nahm dieses Schwabing mit seinen krummen alten und dummen neuen Straßen, mit seinen Wiesen, Pfaden und Ufern alle die Aufregungen hin, die in ihm stattfanden. Es war und ist ein großes Flugfeld für immer neue Aufschwünge, ist Paradies und Hexentanzplatz. In seinen Ateliers werden beständig neue Lebens- und Liebesarten „durchaus studiert“ und Schicksale probiert mit viel Opfermut und Hingabe an die Sache. Und wieviel Ernstes und Wichtigstes ist hier heimliches Gespräch zwischen noch namenlosen Jünglingen gewesen, was heute bereits die ältesten Professoren und jüngsten Studenten „interessiert“! Ich glaube denen nicht, die dieses Schwabing veraltet finden, weil ihre Generation oder Saison dort nicht mehr herrscht.

Man sagt, wenn die Künstler „ernst“ werden, wenn sie wissen, was sie wollen, dann gehn sie weg von München. Gut für München! Hier bleiben die, die noch nicht reif sind für den Markt, die noch nicht so genau wissen, was sie wollen, die in ungestümem Nehmen und Geben noch nicht wissen, was aus ihnen, was zu ihnen strömt, oder in guter Einsamkeit „versonnen warten, bis der Himmel helfe“. Diese Jugend lebt hier, und dann die Älteren, die erfahren haben, daß es nicht allein auf den Erfolg in der gerade jetztesten Zeit ankommt. Und unter diesen Getreuen vereint die segensreiche Stadt die stärksten Gegensätze, die

feindlichsten Brüder. Und es ist nachdenklich zu beobachten, wie die Atmosphäre sie einander allgemach ähnlich macht.

Solche Ideen versuchen wir den Freunden aus dem Norden auszudrücken, aber ich weiß nicht, ob es uns gelingt und ob sie nicht doch den Kopf über uns schütteln. Und so getrauen wir uns gar nicht, sie mitzunehmen auf die Auer Dult, die wir heute nachmittag besuchen wollen. Wir verlassen sie vor dem Deutschen Museum, das sie unbedingt sehen müssen, und gehen hinüber in die Budenstadt, wo Seidenspenzer, Paramente, Filigrannadeln, Schildpatt Dosen, Lederkoller, Holzspielzeug und alte Bücher anzuschauen sind. Man kann auch kaufen davon, zwar durchaus nicht billiger als in den Läden, aber es tut wohl, daß sie immer noch feilgeboten werden auf dem Jahrmarkt. Und nachher gegen Abend können wir hinüber gehen in die engen Gassen der Au, in deren leibhaftige bewohnte Gegenwart ganz alte Zeit herübergerettet ist und die, wenn sie wirklich einmal verfallen sollten, dauern werden in den Worten des Dichters:

„Bemalte Erker, zeitengraue Balken
Und Schindeln rufen auf die Welt von eh ...
Verwunschner Dorfplatz, wo vom Mund des Schalken
Ein Leiersang uns trifft wie tönend Weh.“

Aber wir finden unsere Freunde wieder, sie werden den Abend im Prinzregententheater verbringen, sie haben doch noch Billetts bekommen, wir nicht mehr. Keine Billetts zu bekommen, hat immer etwas Erleichterndes. Nun sind wir den Gästen auch nicht mehr verantwortlich dafür, daß die heutige Festspielleistung auf verlangter Bayreuther Höhe steht. Wir gehen langsam durch das Mittelalter der Winkel und Wölbungen steigender und sinkender Straßen hinein in den Bogen der Sendlingerstraße und durch das Tor und finden dann in der Stachusgegend eine wackere Singspielhalle, wo zwischen allerhand „unmöglich“ Familienunterhaltung mit einmal die unbeschreiblich komische Gestalt Karl Valentins auftaucht und uns ruhevoll mit ganz unaktuellen zeitlosen Späßen, wie der Guignol von Lyon, der mondwandlerische Narr von Neapel oder ein Fool Shakespeares, ohne Pointe und Anspielung durch seine pure Gegenwart ebenso selig erschüttert wie die Spieler und Bürgermädchen rings umher ...

Damast und Moder

Anton, ein blutjunger Kunstschüler, war in Venedig und sehr glücklich.

Das kleine Gasthaus, in dem er für eine Lira täglich Bett, Morgenkaffee und Abendsuppe bekam, lag in einer schmalen Seitengasse der Riva dei Schiavoni. Im Ausschank des Gasthauses verkehrten Burschen und Mädchen aus einer Mosaikfabrik, die sich mit dem jungen Fremden anfreundeten, mit ihm um den Wein würfelten und ihn abends mitnahmen, wenn sie die Riva hinunter in den Park gingen, ein Stückchen Erde mit Gras und Blumen mitten in der steinernen Stadt. Antons neue Gefährten waren fast alle gepaart. Damit er nun nicht leer ausgehe, nahm bald die eine, bald die andere seinen Arm. Weil er aber aus Büchern und Berichten wußte, daß die Italiener sehr treu und eifersüchtig sind, führte er seine jeweilige Dame behutsam und enthaltsam wie zum Menuett. Das reizte die Mädchen zu allerlei Mutwillen und plötzlichen Zärtlichkeiten. Und da auch die Burschen seiner großen Jugend und zierlichen Statur wohlwollten, erging es dem Anton in diesem Kreise vortrefflich. Er lernte Venezianisch und alle neuen Lieder, die damals, vor nunmehr zwanzig Jahren, gesungen wurden, unter anderem auch das Lied von der schönen Nina, die sich von dem Barcarole entführen läßt, fort von ihrer „Mamma“ in Schmach und Schande auf das hohe Meer.

Das viele Glück machte ihn etwas übermütig, und er dachte: Sind mir die Mosaikmädchen gut, warum sollte ich mich nicht auch ein wenig anderswo umtun. – Und so blieb er einen und den anderen Abend seinem bescheidenen fröhlichen Kreise fern, um dem großen Leben nachzuspüren.

Allein bei seiner geringen Barschaft konnte er nicht viel unternehmen. Er setzte sich nicht auf die Stühle der vornehmen Cafés, sondern blieb auf den Treppenstufen und an den Anlegestellen der Gondeln, ließ alles Verlockende an sich vorüberrauschen, sah alles Reizende in den schwarzen Booten schillernd und knisternd ausgebreitet.

Einmal bemerkte er auf der Piazzetta ein schönes Mädchen. Sie saß auf einer Bank unter der hohen Säule und sah zu den Gondeln hin. Ihre Lippen schienen sich immerfort zu bewegen, als ob sie im lautlosen

Selbstgespräche Worte formte. Sie beachtete seine Aufmerksamkeit nicht. Sie ließ den Wind an ihrem Schleier zerren, ohne eine Hand zu rühren. Und als es dann zu regnen anfang – einen dieser erfrischenden Abendregen, den die heißen Steine geschwind und durstig aufsaugen – und alles Volk in die Kolonnaden eilte, blieb sie ruhig sitzen. Im Weggehn sah Anton sich noch einige Male nach ihr um: sie saß wie erstarrt.

Ein paar Tage später fand er sie wieder an derselben Stelle in derselben Haltung. Er kam etwas näher, hätte sich aber mit dem Anblick des zarten gelblichen Profils begnügt, wenn sie nicht mit einmal das Nina-Lied zu singen angefangen hätte:

„Nina mia, son barcarole.“

Da konnte er sich nicht enthalten, einzufallen:

„Nella mia barca, se vuoi venire.“

Sie drehte langsam den Kopf, sah ihn mit Augen an, in denen es wie Bernstein glänzte, und fragte hastig:

„Wo ist Ihre Barke?“

Er zeigte auf die Gondeln und bat sie zu wählen. Und schon erhob sich ein Gondoliere, der die beiden beobachtet hatte, und drehte sein Fahrzeug.

Da saß Anton nun auf Kissen neben der Schönen, und sie glitten über wellende Schatten der Mauern und Zierate in den großen Kanal. Sie hielt seine Hände und flüsterte vor sich hin, Worte, die er nicht verstand.

Aber plötzlich neigte sich der Gondoliere zu ihr und fragte: „Wie geht es Carlo?“

Mit rührend flehendem Ausdruck im Blick legte sie den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippen, während die Linke eifrig Antons Hand streichelte. Sie lehnte sich dichter an die Nachbarsschulter, seufzte und schmiegte sich Antons Liebkosungen, aber ohne ihn dabei anzusehn. Sie schaute immer ins Leere und sprach weiter mit sich selbst, so daß der verwunderte Liebhaber sie gar nicht zu unterhalten brauchte.

Als sie so eine Weile gefahren waren und die Umrisse der Paläste schon im Dunkel verschwammen – sie waren bereits am Fondaco dei Turchi vorbei und nicht mehr weit vom Arsenal –, da sagte sie leise, ohne ihrem Begleiter das Gesicht zuzuwenden: „Ich habe einen Oheim, der ist hier in der Nähe Pförtner in einem Palazzo. Seine Herrschaft ist

auf lange verreist. Der läßt uns ein. Hast du ein paar Lire, so gib sie ihm, wenn er uns öffnet.“

Dann neigte sie sich zurück und verhandelte leise zischend mit dem Gondoliere, der seine Hand betuernd auf Mund und Herz legte. Er wandte die Gondel. Die gezahnte Eisenspitze schwankte, durch das Dunkel blitzend, dem Ufer zu. Das Boot legte an dem farbigen Pflöcke vor einem Palaste an, und ein schweigsamer Alter empfing und geleitete die beiden.

Dröhnend war das große Tor hinter ihnen zugefallen. In düstern Gängen und dumpfen Kammern tappten sie durch seltsame Gerüche: Teer und welke Blumen, Hammelfett und Kamillen und schließlich ein betäubendes Gemisch von Moder und starken Parfümen. Eine Fackel flammte auf und hing in einem Eisenring. Anton sah und fühlte Brokatstoffe gebreitet auf Damast, streifte dunklen Samt, trat helle Felle. In zackig gerahmtem Kristallspiegel jagten Licht und Finsternis hintereinander her. Und Barbara – so mußte er die flüsternde Gefährtin nennen – faßte ihn mit ungeduldigen Armen.

Der Erzähler unternimmt es nicht, seinen Leser zu unterhalten mit den Phantasien des Neunzehnjährigen, die aus Kirchen, Prunksälen und Galerien herströmend dies zufällige Brautbett mit überlieferten Seligkeiten beschenken. Er genoß alle Reize, von der zagen Holdheit der Madonnen Bellinis und Vivarinis bis zur gleißenden und schwelenden Herrlichkeit der Damen des Tizian und Palma Vecchio, von dem Schimmer bunter Engelflügel auf Goldgrund bis zu den aus Finsternissen zuckenden Angstschauern der Pest von San Rocco. – Lag er in kratzendem Staub oder auf zarter Seide. Auf Leinen lag er nicht. – Als nun sein Glück schon ins Mythologische stieg und er sich Schwan der Leda und Wolke der Io fühlte, tasteten die spitzen Finger über ihn fort nach dem Betschemel, auf dem seine Uhr tickte.

„Wie spät?“ fragte Barbara. „Um Mitternacht muß ich an der Piazzetta sein.“

Ein paar Minuten später standen die beiden an dem hinteren Ausgang des Hauses. In Eile bezeichnete ihm Barbara einen Weg durch Gassen und über Brücken. Dann lief sie fort. „Morgen um dieselbe Zeit“, rief sie und verschwand. Nach einigem Irren durch graugestautes und rotflutendes Dunkel fand Anton den Rialto, und von da wußte er seinen Heimweg.

Am folgenden Abend fand er sie an ihrem Platze unter der Säule. Als sie ihn kommen sah, machte sie ihm Zeichen, fernzubleiben, und kam dann geduckt, schleichend und umschauend zu ihm. „Heut gehn wir zu Fuß“, sagte sie, nahm seinen Arm, flüsterte ihm fremdartige Kosenamen ins Ohr und summte das Nina-Lied. Bisweilen versuchte er sein Schul-Italienisch und Mosaikarbeiter-Venezianisch anzubringen, aber darauf ging sie nicht ein. Am andern Kanalufer in stillere Gassen gelangt, faßte sie ihn heftiger, und einmal fühlte er am Halse ihre kleinen Raubtierzähne. Der Oheim kam auf ihr Klopfen heraus, und sie fanden ihr Damast- und Moderbett wieder.

Nachdem sie lange an seinem Herzen mit ihren Geistern lachend und schluchzend geflüstert hatte, schlief sie ihm in den Armen ein, und Anton war zu selig, um sie zu wecken. Und als sie endlich auffahrend nach der Uhr tastete, da war Mitternacht schon vorüber. Sie erschrak. „Was tun? Am besten gleich nach Hause. Ich habe Angst.“

Er wußte nicht, wovor sie sich fürchtete, und erklärte ritterlich: „Ich verlasse dich nicht.“ Das machte ihr wenig Eindruck. Ja, als sie auf die Straße kamen, schien es ihr fast gleichgültig zu sein, ob er neben ihr herging oder nicht. Sie eilte dicht an den Mauern entlang, glitt geduckt über die Brücken. Schließlich blieb sie auf einem kleinen Platze vor einer Tür stehn, klopfte und rief: „Angiolina!“

Aber noch ehe geöffnet wurde, sah Anton, wie aus der nächsten Gasse eine Gestalt herbog, dann breitete sich im Lampenschein der öffnenden Frau ein großer Schatten über Barbaras zitternden Rücken und eine mächtige Faust leuchtete auf, im Begriff, auf die Fliehende niederzufallen.

„Porco Madonna!“ rief der große Gondoliere.

„Mamma mia“, jammerte Barbara und war in das Haus geschlüpft, ehe der Schlag niedersauste.

Jetzt gilt's, dachte Anton, erinnerte sich an seine Box- und Ringkampfkenntnisse und trat dem Feinde entgegen.

„Warum schlagen Sie nach dem armen Kinde?“ fragte er mit Pathos.

„Armes Kind du selbst“, grinste der Riese und legte dem Kleinen eine gutmütige Pranke auf die Schulter. „Betrogen sind wir Männer alle, so oder so. Und ihre Strafe muß sie haben. Das wird ihr wohl tun.“

Nun suchte Anton den Schuldigen, den Verführer zu spielen. Aber Carlo lachte ihn aus. Er erklärte, ihn liebgewonnen zu haben um seiner

Jugend und Tapferkeit willen und weil sie doch Schicksalsgenossen wären. Er nahm ihn mit in eine Weinspelunke, in der noch Licht brannte.

Dort erzählte er dem Lauschenden: „Siehst du, kleiner Fremder, dieses Mädchen war mir erst lange Zeit treu. Drei Jahre waren wir zusammen und jetzt im vierten wollten wir heiraten. Jeden Abend um acht Uhr, wenn mein Dienst zu Ende war, holte sie mich an der Piazzetta ab, und wir waren glücklich.

Aber seit einigen Monaten muß ich für einen erkrankten Kameraden den Abenddienst von acht bis zwölf Uhr tun. Darüber wurde Barbara traurig. Sie saß erst die ganze Zeit an der Piazzetta, sah mir nach, wenn ich davonfuhr, und wartete und freute sich, wenn ich bisweilen wiederkam. Wurde ich endlich um Mitternacht frei, dann – ließ sie mich kaum zum Schlafen kommen.

Doch bald ward sie des Wartens überdrüssig. Oft, wenn ich von einer Fahrt zurückkehrte und anlegte, sah ich sie nicht. Sie hatte dann dafür allerhand Gründe bereit, die kranke Mutter, die Freundin, die sie ins Theater mitnahm, und so weiter. Aber ich merkte ihr an, was mit ihr war: Die Arme, sie war es gewohnt, von acht bis zwölf liebkost zu werden. Das Weib ist eine schwache Kreatur! Du bist der erste nicht, den sie angelockt hat, und wirst der letzte nicht sein. – Du sagst, sie saß ganz sittsam still, als du kamst. Nun, die einen locken mit Winken, die andern mit Stille ...“

Gondoliere und Kunstschüler schieden als Freunde.

Anton hatte viel gelernt, als er Venedig verließ, unter anderm auch, daß es nicht immer darauf ankommt, um seiner selbst willen geliebt zu werden, daß es schön sein kann, der Leib eines fremden Traumes zu sein.

„Kommandiert die Poesie“

Junge Dichter, eh' ihr nun endgültig plündern, stehlen, einbrechen und unterschlagen müßt, wie es Carl Sternheim kürzlich in diesen grünen Heften mit zwingender Logik bewies, habe ich noch einen letzten leisen Vorschlag: Wollt ihr nicht Gelegenheitsgedichte machen?

Ihr Kohlen-, Stahl-, Papierfürsten mit der Macht der entthronten Monarchen, habt ihr doch auch ihre vornehmen Gewohnheiten übernommen, darunter jenes Gemisch von Luxus und Nächstenliebe, dem der Gönner des Horaz seinen Namen gab. Seid ihr auch richtige Mäzene? Es genügt nicht, daß ihr die ersten nummerierten Exemplare besonderer Ausgaben auf Japanpapier kauft. Ihr müßt sie zu euch kommen lassen, die Poeten. Habt ihr nicht Töchter zu verheiraten, Väter zu begraben, Kinder zu taufen, neue Stadtpaläste und Sommervillen einzuweihen, neue Gruben zu eröffnen? Dazu muß, zum Teufel, doch auch etwas gedichtet werden! Es ziemt sich nicht länger, daß das der witzige Vetter oder Neffe übernimmt, der einige Zeilen fertigbringt, die sich hinten reimen, auch nicht, daß ihr gewisse Versfabrikanten in Nahrung setzt, die zu den Melodien der letzten Schlager sogenannte „bezügliche Verse“ machen, Theater aus Anspielungen auf den ersten Zahn, den ersten Schwarm und die musikalische Begabung der Braut. Oder Zwinckerndes über des Bräutigams verlassene Jugendliebe. Das geht nicht. Ihr müßt noch schnell vornehm werden, Bürger, ehe es euch nicht mehr gibt! Das Vornehme vermeidet die persönliche Anspielung, das Kneifen in Oberarme oder -beine, das Rockauf- und -zuknöpfen. Werdet noch schnell typisch, wenn's auch langweilig ist.

Ihr aber, Poeten, wenn euch nicht gleich selbst etwas einfällt zur Feier der Berufs- und Familienereignisse eures Brotherrn, lest nach, was etwa mitten in dem barbarischen Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges Herr von Hoffmannswaldau dichten konnte auf Geburtstage von Monarchen, Durchreisen durchlauchtiger Prinzessen, Absterben weltberühmter Marschälle und Hofräte. Und nach den Feier- und Traueroden lest seine derben und zierlichen Hochzeitscarmina, die sich „verliebt Vogelschießen“ oder „bestürmte und eroberte Veste“ oder ähnlich nennen. Es wird euch anregen. Und welch ein Vorbild für das

Besingen unserer hohen Industrie könnt ihr in Goethes Festdichtung über die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline mit dem Dialog der Gnomen der Geognosie und Technik finden! – Die alten olympischen Götter könnt ihr allerdings nicht mehr gut herbemühen zu euren Gönnern. Die meisten von ihnen sind jetzt schon allzu bestimmte Begriffe und Firmenmarken geworden, so daß sie nicht einmal mehr allegorisch funktionieren möchten: Jupiter ist nun wohl endgültig ein Streichholz, Amor eine Pille, Eos, die Morgenröte, ein Putzmittel, Neptun ein Schwimmgürtel usw. Also macht neue Gelegenheitsgötter für eure Mäzene, Zigaretten-, Autoreifen-, Margarinegenien. Dichtet Plakate!

Eurer Kunst wird das nichts schaden. Es macht auch mindestens ebensoviel Spaß, als Erzählungen dem Feuilletoncharakter anzupassen, Kritiken über lyrische Gedichtbücher zu ersinnen oder Essays über sechzig-, achtzig- oder zweihundertjährige Kollegen. Und ist kein größerer Verrat an eurer Muse. Die wird mit euch und über euch lächeln, wenn ihr wieder artig „besingt“.

Genieße froh, was du nicht hast

Diesen Spruch (der Gebildete merkt gleich, daß er durch Auslassung einer verständigen Mitte so schön geworden. Oder sollte da schon jemand witzig gewesen sein?) fand ich, Ehrenwort, auf meinem Abreißkalender. Und seitdem habe ich eine neue Weltanschauung. Ich bin auch einer von denen, die sich erst Zeit ließen und nachher nicht auf den Schwung aufpaßten. Aber nun kann mir die Armut nichts mehr anhaben. Ich genieße. Alles, was in den bestauntesten Schaufenstern ausliegt, Aal, Kaviar, Weintrauben so gut wie Ledermäntel, seidne Krawatten, Reithosen, ist mein, ich hülle meine imaginäre Geliebte in alle Sealmäntel, lege ihr die kostbarsten Füchse um den Hals, öffne die heimlichen Ösen ihrer zarten Crêpe-de-Chine-Robe. Lange stehe ich vor Adlon und warte, ein wenig ungeduldig pfeifend, auf alle Herzoginnen, Dollartöchter und Filmsterne, die herauskommen. Ich gehe weder

in den „Grafen von Charolais“ noch in den von Essex. Mir genügt es, die Renaissancebausche, -koller und -beine der bunten Reklamebilder am Eingang des Kinos anzusehen und zu versinken in die Augen der Großaufnahmen, die „bitte Pupille“ machen, und während die unglückliche besitzende Klasse heraus- und hineinschiebt und -stößt, bin ich glücklich. Manchmal warte ich auch neben dem blaßblonden jungen Edelmann – er kennt mich nicht, aber ich ihn – am Tiergartenrand auf die schönste Verkäuferin des Modesalons. Wenn sie frei ist nachher, werden wir beide, das heißt, er und sie, Tee trinken gehen ins Esplanade ... Auf der Reklame im Glasfenster des anrollenden, wartenden Autobusses entziffere ich: „Liebeswerben, das Parfum der Dame. Berauscher Wohlgeruch.“ Und während ich lese und genieße, ohne in die Arizonaparfümerie gehen und kaufen zu müssen, sind immerhin die beiden andern schon davon. Es tut nichts, ich besaß. Mein seelenverwandter Gegenspieler ist jener rasendgewordene Dielenbesitzer, von dem ich nun in dem Zeitungspapier lese, in welches mir der Bäcker meine schwarze Kartenschrippe eingewickelt hat. Dieser Besitzer „einer jener Dielen, wie sie in den helldunklen Seitenkanälen der Friedrichstraße leider so üppig gedeihen“ (so spricht die Zeitung), schmiß neulich allen Schmuck seiner Geliebten, Perlen, Ohrringe, brillantenbesetzte Uhren, in großem Bogen einzeln in den Landwehrkanal. Die Andern, die, die nicht so sind wie er und ich, haben dann einen Taucher hingeschickt, der vor den Augen der gaffenden Menge ins Wasser stieg und tagelang unten im Schlamm suchte. Während er unten ist, starrt das Volk auf seine Leiter und die Luftpumpe. Ich bin mit dabei unter den Straßensjungen, Kindermädchen, Arbeitern, ich starre mit, äußere Meinungen, so berlinisch sachlich mit „da muß er doch“ und „da wird er erst“. – Aber genug davon. Ich lese weiter. Eine Reklame. Was ist erregender als Reklamen? „Selbst für schöne und geistreiche Frauen bleibt das Rauchen eine Frage der Ästhetik.“ Ich inhaliere diesen tiefen Gedanken, werde selbst die Schöne und Sensible, die mit manikürtestem Finger silbergraue Asche auf kristallinen Aschbecher abklopft.

Ja, so genieße ich, so rauche ich. Neulich aber habe ich eine wirkliche Zigarette geraucht, und was ich rauchte, war mehr als eine Zigarette. Ich traf meinen reichen Freund Machulke, er stieg gerade aus seinem Privatauto und wollte ins Bristol. Er begrüßte mich mit derbem Wohlwollen. Er gehört zu denen, die einem schon mit Blicken auf die Schul-

ter klopfen. Wir sind Kriegskameraden, duzen uns. Ich freue mich, daß der Chauffeur hören kann, wie Machulke mich duzt. Lässig faßt er in seinen Mantel, die Hand sucht das silberne Zigarettenetui, das ist wohl aber im Rock, die Hand holt statt dessen eine vornehm rotweißgestreifte Pappschachtel hervor und bietet mir Zigaretten an. Ich lese innen:

Massary *Fritzi* Massary.

Die Zigarette, die ich berühre, ist länglich und doch voll, „vollschlank“, wie die Heiratsvermittlerinnen es, glaub ich, nennen. Der Gönner sagt: „Rauche das mit Verstand, mein Junge. Es ist eine Zigarette von Rang.“ Und dann ist er fort.

Ich rauche: Schon beim Anstecken hat die Massary etwas Zündendes, beim ersten tiefen Lungenzug ist sie durchdringend, ohne zu kratzen, die Zunge leicht prickelnd, den Gaumen mit sanfter Gewalt füllend. Ich gehe langsam weiter, habe keinen Blick mehr für Farben, Läden, Menschen. Um mit der Massary allein zu sein, geh ich auf die mittlere Allee und setze mich auf eine Bank. Ich schließe die Augen! Wie sie sich anschmiegt, ohne zu kleben! Wie sanft sie zieht, sie, die ich nie in Wirklichkeit gesehen, nicht einmal von der fernsten Bank des letzten Ranges! Ich öffne die Augen: In bläulichen Wirbeln tanzt sie von mir fort in Wolkenferne und hält mich doch eng umschlungen mit ihren Rauchschiern. -

Ja, so besaß ich sie mindestens eine Viertelstunde lang. Eine vom Range der Fritzi Massary will in langsamer Andacht genossen sein. Je mehr sie schwand, je mehr Duft ließ sie auf meinen Lippen, in meinem Innern. Und als sie ganz hin war und nur das glimmernde Goldmündstück in meinen glückzitternden Fingern zurückblieb, da wickelte ich es sorgsam in ein goldgelbes Herbstblatt, das von der nächsten Linde auf die Bank gefallen war, und trug es heim. Und zu Haus löste ich die goldne Hülle und streute den Tabak in meine Pfeife. Und jetzt, während ich dies schreibe, rauche ich in meiner einsamen Pfeife die letzten köstlichen Reste der Unvergleichlichen.

Freundesrat

Es gibt wohl kaum einen überzeugteren Junggesellen als unsern Freund Martin. Deshalb ist er auch der Liebling, Beichtvater und Beschützer aller Ehefrauen. Wenn man ihn aber des Schwerenötertums verdächtigt, wehrt er mit einem infam bescheidenen Lächeln ab. Gewisse, etwas kräftige Späße, an denen sich die armen Ehemänner in ihren Freistunden kümmerlich erfreuen, wie Schulkinder an den Späßen über die Lehrer, gehen ihm auf seine sensiblen Nerven. Aber auch von den Männern wird er, wo er geht und steht, mit den Problemen des Ehelebens belästigt. Neulich sitzt er in dem außen unscheinbaren, innen recht behaglichen Gasthaus, das er mit Vorliebe aufsucht, weil die Kellnerin schon weiß, was er gern ißt und welche Zeitungen er liest, und weil da selten ein Bekannter hineinkommt. Er ist ganz versunken in seine Einlaufssuppe und die Lektüre des „8 Uhr-Abendblatts“. Er ist glücklich und fern von der Welt, die er doch in Pressequintessenzen einlöffelt.

Mit einmal fühlt er eine Hand auf der Schulter. Wer war doch dieses runde Gesicht von blondgeflaumter Ferkelrosigkeit?

„Ja, Martin, lebst du denn auch noch?“

Das vertrauliche Du half dem suchenden Gedächtnis. Diese Anrede konnte nur von einem kommen, mit dem man längst keine Beziehungen mehr hatte. Also entweder Krieg oder erstes Semester. Duzfreunde aus dem Krieg sind in Lokalen meistens als Kellner angestellt. So blieb nur erstes Semester. Als sich dann Georg Volkmar mit dem überlebten Mittagsgruß der Freiburger Studententafelrunde: „Nichts für ungut und Gott für uns alle“ am Tische niederließ, war kein Zweifel mehr. Volkmar hatte auch noch dieselbe Art, sich umständlich, mit lautmalерischem Aussprechen der verschiedenen Gerichte, der Zusammenstellung seines Menüs zu widmen.

Er sorgte gastfreundlich für Wein und Unterhaltung, redete nur von sich selbst und am ausführlichsten von seiner Ehe. Martin blieb nichts erspart.

„Meinen Schwiegervater hast du wohl als alten Herrn noch auf dem Schloßberg beim Kommers gesehen. Er war schon damals berühmt wegen seiner schwerbekömmlichen Porterbowle. Später sind wir uns

dann nähergekommen. Weißt du, gegen den Alten ist überhaupt nichts einzuwenden, es war wohl mehr der Einfluß der Mutter ... Und in der Verlobungszeit war Elsie so zurückhaltend, daß ich mir gar kein Urteil bilden konnte und einfach auf ‚Engel‘ setzte. Dazu das herrliche Haus im Grünen, die Terrasse im Mondschein –“

„Ja, ja, Bordeaux und Sternenhimmel“, ergänzte Martin ungeduldig.

„Der Jasmin blühte gerade.“

„Auch das noch“, seufzte der leidende Zuhörer.

„Die Aufmachung, das hatte der Alte raus. Auch bei der Hochzeit bekam man von der Familie noch so viel Hilfsstellung geliefert, aber ...“

Martin fuhr zusammen, so heftig schlug Volkmar auf den Tisch und sah ihm, vorstoßend wie ein Bock, dicht in die Augen.

„Aber schon in Basel mußte sie erst das Silberrätsel lösen.“

„Laß gut sein“, suchte Martin einzulenken, „so etwas kann eine schöne Geste der Schamhaftigkeit gewesen sein.“

Volkmar ließ sich nicht beirren: „In Venedig“, eiferte er, „ärgerte sie sich bei jeder Gondelfahrt über die unordentlich herumschwimmenden Apfelsinenschalen in den Kanälen, und schlug vor, die Arbeitslosen damit zu beschäftigen, zweimal täglich den Unrat aus dem Wasser zu fischen. Als ich sie davon unterrichtete, daß die Fascisten die Arbeitslosigkeit abgeschafft haben, sagte sie, schwarze Hemden seien auf alle Fälle unappetitlich. Für das Malerische hat sie gar keinen Sinn.“

„Das kannst du ja übernehmen“, begütigte Martin.

„Nein, weißt du, sie ist zu ungebildet. In Rom wollte ich ihr aus Goethes Elegien vorlesen, da sagte sie: ‚Lies lieber nicht: der Goethe soll doch mit den Frauen solch ein Schwein gewesen sein.‘“

Martin lachte herzlich.

„Und als einmal auf Nietzsche die Rede kam, erklärte sie: ‚Der Nietzsche, das war auch nur ein Hermaphrodit.‘ – Ja, du lachst, aber ich leide darunter. Ich ertrage das nicht länger. Ich bin am Ende meiner Kräfte.“

Bei diesen Worten schnitt er sein Schnitzel in saftige Streifen.

Es verging einige Zeit, bis er aufblickte.

„Na, und du, wie geht es dir?“

Martin fühlte einen prüfenden und immer kritischer werdenden Blick auf sich gerichtet.

„Du siehst nicht recht wohl aus, mein Alter. Sorgst du auch für dich?“

„Ach, weißt du, unsereins kommt nicht recht dazu“, war die etwas matte Antwort, „der leidige Geist macht einem zu viel zu schaffen. Und wenn man wie ich in möblierten Zimmern haust und auf die Pflege von Wirtinnen angewiesen ist – – –“

Georg Volkmar stützte beide Ellbogen auf den Tisch und sah dem Jugendfreunde ins Gesicht:

„Du mußt *heiraten!*“

Beim Zahnarzt

Mit allen Menschen kann ich mich gut unterhalten, nur nicht mit meinem Zahnarzt.

Er weiß das nicht. Er meint, er müsse Konversation machen beim Quälen.

Solange wir vom Wetter reden, geht es noch, da klopft er nur hier und da an meinem Gebiß herum, und ich kann mit halboffenem Munde antworten, wenigstens in Vokalen.

Aber nun geht's los: „Meinen Sie, daß das deutsche Volk einmütig die Forderungen der Entente zurückweisen wird?“ Dabei bohrt er mir in eine wehe Wurzel, und ich kann nichts meinen, nur leiden. Bin ich dann von der ersten Maulsperre erlöst, darf nach links ins Rote spucken und will meine Meinung loslassen, da spielt er schon listiglich mit den vielen Zänglein, Nägelchen und Nädelchen auf dem schwebenden Glastisch seiner Politik, dreht irgendein Füllsel für meinen Schmerzensabgrund und redet von was anderem. Inzwischen kann das einmütige deutsche Volk schon wieder mehrmütig geworden sein. Jetzt fängt er vom Film an. Ob ich nicht auch für den Film schreibe? Das sei doch so einträglich.

Gleich darauf schiebt mir der Zahnarzt ein großes Stück Watte in den Mundwinkel, und ich darf nichts sagen, nicht einmal speicheln.

Und bis ich wieder schnaufe und den Wattedeckel heraus habe, ist er schon bei einem anderen Thema.

Am ärgsten ist es, wenn das Gespräch auf Malerei kommt!

Ich finde, ein Mann, wie mein Zahnarzt, der immerfort mit eckig geschliffenen, geometrisch scharfwinkligen, elliptischen, kreisrunden Instrumenten in die kubistischen Mondkrater der Zahnhöhlen fährt und dabei in stechendem Lichte Rasseln entfacht, wie nur irgendein Motor, der sollte Verständnis für die Kunst unserer Zeit haben.

Aber nein: dieser Mann hat alle Wände voll süßen Öls und Aquarells. Mag sein, daß ihn ein Teil seiner Kundschaft damit bezahlt hat. Gleichwohl, es repräsentiert seinen Geschmack.

Will ich ihm nun diesen Widerspruch klarmachen, dann fängt der Mensch an, mir die Zähne zu putzen mit einer Masse so rosa und noch viel rosauer als alle Sonnenauf- und -abgänge seiner Galerie. Und danach zeigt er mir im Handspiegel ein Gebiß, so voll altertümlicher Glanzlichter, daß ich beschämt die Zähne einziehe und meinen Posten verlasse.

Die „Füße“ von Degas

Eine Degas-Anekdote, die der berühmte Kunstfreund, -schriftsteller und -händler Ambroise Vollard erzählt:

Degas malte in seiner Jugend eine Fußstudie, nichts als die Füße eines Mädchens, die unter der Bettdecke erscheinen. Diese Studie schenkte er dem liebenswürdigen Modell.

Dreißig Jahre später fiel ihm das Bild ein, und er hätte es gern wiedergehabt. Er meinte, es wäre eine seiner besten Arbeiten. Fräulein Lucie, das Modell, würde sie ihm gewiß wiedergeben, wenn er ihr etwas anderes dafür schenkte. Aber erst mußte er diese Lucie wiederfinden! Er *fund* sie wieder. Sie hatte Glück gehabt, hatte einen Maler geheiratet, lebte jetzt als Witwe behaglich von ihrer kleinen Rente und malte selbst in ihren Mußestunden. Er besuchte sie und kam alsbald auf sein Anliegen zu sprechen.

„Sag' mal, erinnerst du dich noch an meine ‚Füße‘?“

„Gewiß. Du hast immer drollige Ideen gehabt!“

„Also“, fuhr Degas fort, „gib sie mir wieder. Darfst dir dafür in meinem Atelier was anderes aussuchen.“

„Recht gern“, meinte Lucie, „aber denk’ dir, da brachte man mir eines Tages vom Markte ein Bündel Radieschen – herrlich für ein Stilleben ... Ich hatte keine Leinwand zur Hand, da nahm ich deine ‚Füße‘.“

„Du hast auf meine ‚Füße‘ gemalt?“ rief Degas verzweifelt.

Dann mit Fassung: „Na gut, so schenk’ mir doch deine Radieschen, ich hab mir immer gewünscht, etwas von dir zu besitzen.“

„Recht gerne, lieber Freund, aber ...“, hier wurde Lucies Stimme stolz, „ich verkaufe *auch* meine Malereien ...“

Degas erzählte dies Abenteuer einigen Freunden, die wiederholten es den Bilderhändlern. Und da diese „Füße“ von Degas heute dreißigtausend Frank wert sein könnten, gingen die Händler auf die Jagd nach Radieschenstilleben, in der Hoffnung, beim Abkratzen auf *Degas’ „Füße“* zu stoßen!

Wickinger und Wicken

Als die beiden Blumenkörbe gebracht wurden, war Frau Anna im Wintergarten. „Wohin darf ich das stellen“, fragte der Diener und blickte suchend umher, von den tropischen Moosen über die Chrysanthemenbüsche zu der Narzissenwiese in der Dämmerecke, wohin das winterliche Mittagslicht nicht drang. „Lassen Sie sie mir hier stehen. Ich kann mich noch nicht entscheiden.“

In jedem der beiden Körbe stak ein Brief. Die Orchideen schienen den ihren wie mit weißen Handschuhen feierlich zu überreichen. Die blassen Regenbogen der Wicken verheimlichten mit flockigem Gekräusel ihre Botschaft.

Frau Anna hielt beide Billets in den Händen, und ihr Blick wanderte von einem zum andern. Wie ähnlich die Schriften der beiden Jungen sind, dachte sie. Am Ende sind es Freunde. Habe ich sie nicht vor dem

Fest, auf dem sie sich einzeln an mich heranpirschten, einmal auf der Straße zusammen gesehen?

Was in den Briefen stand, sagte mit fast gleichen Worten Verschiedenes und mit verschiedenen fast gleiches, und beide Schreiber baten um ein Wiedersehen morgen zur selben Stunde. „Jetzt muß ich gar wählen zwischen den Buben!“

Konrad, der Orchideenspender, schrieb: „Das schöne Gespräch, das Sie mir gestern schenkten, will noch nicht verklingen. Mit diesen duftlos dauernden Blumen möchte ich den zu leicht verfliegenden Duft jener Stunde bannen. Darf ich? Darf ich Sie morgen sehen?“

In dem Billett, das die Wicken nicht recht hergeben wollten, stand: „Der Tag löscht die Worte der Nacht aus, heißt es im alten Märchen. Meine Blumen mögen daran erinnern, wie flüchtig die eine Stunde verging. Und so ist meine Bitte, Sie morgen wiederzusehen, fast schon Hoffnung auf ein Wunder!“

Jeder von beiden morgen nachmittag? Was denken sich denn die dummen Buben? Ist das Absicht? Haben die Jungen miteinander über mich geschwätzt? Die eingebildeten Burschen haben sich wohl gegenseitig was vorgeflunkert von ihren frechen Hoffnungen, und so einer den anderen noch gehetzt. Steckt gar eine Wette dahinter? Müssen sie dem lieben Gott vorgreifen? Denen ist wohl um den Erfolg nicht bange! Immerhin, mit Kleinigkeiten geben sie sich nicht ab. Soll ich sie ärgern, und beide zusammen kommen lassen? Das wäre auch für mich am Ende das Erbaulichste. Wie putzig, wenn sie dann einander überbieten mit Reden und Schweigen und arg enttäuscht und doppelt vernarrt sind. Der wilde Konrad wird meine zimperlichen Bergeren und Gueridons kritisieren, gerade so, wie er neulich fand, daß die freundlichen Schnörkel im Salon der Baronin keine Umgebung für mich seien. Was für Teppiche und Tücher wird er hier für mich erfinden, damit ich mich ja in die Seiden hülle, in denen er mich rauben will, der junge Wicking. Aber was wird derweil der Robert tun und sagen? Ich kann mich nur an seine Augen erinnern, seine Worte hab' ich vergessen. Ob er dem Freunde opponieren wird oder ganz still sein? Ich muß sie wohl doch getrennt empfangen. Aber wie komme ich dazu, für den einen zu Hause zu sein, für den anderen nicht! und was wollten doch wohl ihre Briefe bezwecken? Eigentlich sollte ich beiden für morgen absagen und

jedem einen Tag in der nächsten Woche geben, damit sie hübsch warten lernen.

Frau Anna sah auf die beiden Blumenkörbe nieder und schien zu überlegen, wie diese Neulinge in ihre Truppen unterzubringen seien. Für die Orchideen fand sie einen Platz zwischen Kallas und Iris. Aber als sie dann wieder vor dem Korb mit den Wicken stand, rief sie laut: „Die hängen ja schon, die süßen Blumen.“ Sie hob die äußersten Blüten vorsichtig, wie man ein Kinderköpfchen hebt, das im Schlaf über den Bettrand hängt. „Um Gottes willen, ich muß den Buben, den Robert, sehen, ehe sie hin sind“, dachte sie. Ich glaube, er hat gesiegt mit seinen welkenden Wicken.

Historische Anekdoten für die Gebildeten unter ihren Verächtern

„Sie sollten noch einmal mit dem Silberstift drüber gehn“, riet ein Kritiker dem von seinen Steinen aufschauenden Verfasser des Gilgamesch. Ergrimmt warf der blaubärtige Assyrer dem Eindringling eine angefangene Keilinschrift an den Kopf.

Schwerverletzt rettete sich der Betroffene ins Freie. Er kränkelte lange, und sein Arzt schickte ihn zur Erholung in die verbündeten Nilstaaten. In einer Nilbucht schiffend entdeckte er die Papyrusstaude. Aus seiner Trommel wanderte sie ins Herbarium. Eines der getrockneten Blätter diente ihm eines Tages fern von den Steinen des heimischen Studios zu Aufzeichnungen. „Nun bedarfs nur noch des Sepia- oder Gallapfelsaftes und eine leichtere Literatur ist auf der Welt“, lächelte er, über die alte Kopfnarbe streichend.

*

Karl der Große übte sich bis ins hohe Alter im Schwimmen, Ringen und ritterlichen Übungen, aber sein Gedächtnis hatte seit den Strapazen der Sachsenkriege schwer gelitten. Als ihn einmal sein Sohn, der spätere Kaiser

Ludwig der Fromme, fragte: „Wann wurdest du eigentlich in Rom zum Kaiser gekrönt, Vater?“, erwiderte der greise Monarch mit Stirnrunzeln: „Um 800.“

*

Als es galt, den Granikos zu überschreiten, an dessen jenseitigem Ufer die Perser standen, sprang *Alexander* als erster in die Fluten. Seine Getreuen wollten den kühnen König zurückhalten.

„Der Würfel ist gefallen“, zitierte der Schwimmende, sich ein wenig umwendend.

*

Dante bekam einmal in einem schmutzigen Landwirthaus, in das ihn seine traurige Verbannung trieb, ein *höllisch* angebranntes Omelette vorgesetzt. „Falsche Anregung“, verwies er den verlegenen Gastwirt. „Ich dichte bereits am Purgatorium.“

*

„Beruht Ihr Werther auf persönlichen Erlebnissen, Sir?“ fragte ein zugereister Engländer den alten Geheimrat *von Goethe*.

„Bis auf den Schluß!“ blitzte der Olympier.

*

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, bekannt durch seine Selbstbiographie und das gleichnamige Goethesche Drama, lag vor der festen Stadt Heilbronn, die er hart berannte. Als in der bedrängten Stadt die Not am höchsten gestiegen war, sandten die verzweifelten Bürger eine Schar von Kindern vor die Tore, um das Herz des grimmen Heerführers zu erweichen. Das erste Kind, das sich ihm schüchtern näherte, ein liebliches Mägdlein, faßte Götz freundlich am Kinn und fragte nach seinem Namen. „Kätchen“, flüsterte das Mägdlein. „*Kätchen von Heilbronn*“, schmunzelte der Ritter. „Hm, ich wußte gar nicht, daß wir beide Zeitgenossen sind.“

*

Zwei berühmte französische Maler, die wir *Monet* und *Manet* nennen wollen, wetteiferten in der täuschenden Nachahmung der Natur. Eines Tages malte Manet ein Stilleben, auf dessen Früchte der von ihrer Naturähnlichkeit irregeführte Monet sich losstürzte, um sie zu verzehren. Sich an dem Nebenbuhler zu rächen, malte Monet ein Landhaus, das tags darauf Manet vergeblich zu betreten versuchte.

*

Nach der Schlacht bei Sedan holte bekanntlich *Bismarck* den gefangenen Kaiser Napoleon in seinem Wagen ab. Unterwegs suchte er den gebrochenen Cäsaren etwas aufzuheitern, indem er ihm eine seiner gewaltigen Havannan anbot.

„Merci“, sagte der Neffe des Korsen, „Ihr Tobak ist mir zu stark, Graf.“

Rundfahrt Berlin

Strindberg behauptet, daß niemand seine eigene Frau kennt, weil er sie nur sieht, wenn er selbst dabei ist. In eben diesem Sinne glauben wir Einwohner, unser geliebtes Berlin, mit dem uns soviel Kontakte und Schicksale, soviel Verdruß und plötzliche Zärtlichkeit verknüpfen, nicht zu kennen. Wir eilen zu den uns auferlegten Arbeiten und Vergnügungen, aber in Berlin spazieren zu gehen, das getrauen wir uns nicht.

Um diesem Übelstande für mein Teil abzuhelfen, faßte ich jüngst einen Entschluß, kam auf einen listigen Anschlag: „Ich werde die Stadt geschwind, ehe sie sich's versieht, überraschen als Fremder.“

Unter den Linden nahe der Friedrichstraße halten hüben und drüben Riesenautos, vor denen livrierte Herren mit Goldbuchstaben auf den Mützen stehen und zur Rundfahrt einladen; drüben heißt das Unternehmen „Elite“, hüben „Käse“. Sei's aus Snobismus, sei's aus natürlichem Kleinbürgertum – ich wähle „Käse“.

Da sitze ich nun auf Lederpolster, umgeben von echten Fremden. Die andern sehen alle so sicher aus, sie werden die Sache schon von 11 bis 1 erledigen; die Familiengruppe von Bindestrich-Amerikanern

rechts von mir spricht sogar schon von der Weiterfahrt heute abend nach Dresden. Mehrsprachig fragt der Führer neuhereingelockte Gäste, ob sie Deutsch verstehen und ob sie schwerhörig sind; das ist aber keine Beleidigung, sondern betrifft nur die Platzverteilung. Vorn hat man mehr Luft, hinten versteht man besser.

Auf weißer Fahne vor mir steht in roter Schrift: Sight seeing. Welch eindringlicher Pleonasmus! – Mit einmal erhebt sich die ganze rechte Hälfte meiner Fahrtgenossen, und ich nebst allen andern Linken werde aufgefordert, sitzen zu bleiben und mein Gesicht dem Photographen preiszugeben, der dort auf dem Fahrdamm die Kappe von der Linse lüftet und mich nun endgültig auf seinem Sammelbild zu einem Stückchen Fremdenverkehr macht. Fern aus der Tiefe streckt mir eine eingeborene Hand farbige Ansichtskarten herauf: Wie hoch wir thronen, wir Rundfahrer, wir Fremden. Der Jüngling vor mir, der wie ein Dentist aussieht, erstet ein ganzes Album, erst zur Erinnerung, später fürs Wartezimmer. Er vergleicht den Alten Fritz auf Glanzpapier mit dem bronzenen wirklichen, an dem wir nun langsam entlang- und vorüberfahren. Ich sehe fragend zu dem Führer auf, der nichts über den reitenden König sagt. Er beruhigt mich lächelnd: „Da kommen wir später noch einmal hin.“ Nun gleiten wir die Sonnenseite entlang. Hinter Markisen eleganter Läden lockt Seidenes, Ledernes, Metallenes. – Die Spitzengardinen vor Hiller erwecken ferne Erinnerungen an gute Stunden, an fast vergessenen Duft von Hummer und Chablis, an den alten Portier, der so diskret zu den Cabinets particuliers zu leiten wußte. Aber ich reiße mich los – um gleich wieder eingefangen zu sein. Mitropa, Reisebüro, Schaufensterrausch aus Weltkarten und Globen, Zauber der grünen Heftchen mit den roten Zetteln verführerischer Namen fremder Städte. Ach, all die seligen Abfahrten von Berlin! Wie herzlos hat man doch immer wieder die geliebte Stadt verlassen.

Aber nun muß ich aufpassen. Wir biegen in die Wilhelmstraße ein. Und während mitten auf dem Damm der „Grüne“ eine Kapellmeister-Bewegung macht, als ob er allzu lauten Geigern abwinke, verkündet unser Führer in seltsam amerikanisch klingendem Deutsch: Hier kommen wir in die Regierungsstraße Deutschlands. Still ist es hier wie in einer Privatstraße. Und wunderbar altertümlich und einladend wie Kindheitserinnerungen stehen vor der diskreten Fassade, hinter der Deutschlands Außenpolitik gemacht wird, zwei großscheibige Later-

nen. Was für ein sanftes Öllicht mag darin gebrannt haben zur Zeit, als sie zeitgemäß waren? Friedlich hinter Gartenhöfen wohnen Reichspräsident und Reichskanzler. Aber unser Führer erlaubt mir nicht, in diesen Frieden zu versinken, sondern reißt meinen Blick zu dem mächtigen Gebäudekomplex gegenüber hin und ruft selbst verwundert: Alles Justiz! „Und hier“, fährt er fort, „vom Keller bis zum Dache mit Gold gefüllt, das Finanzministerium.“ Das ist ein Witz, über den nur die richtigen Fremden lachen können. Ich tröste mich an der schönen Weite des Wilhelmplatzes, an des Kaiserhofs flatternden Fahnen, an dem grünen Gerank um die Pergolasparren des Untergrundbahneingangs und an Zietens gebeugtem Husarenrücken.

Ein Gewirr von Türmen, Buckeln, Zinnen und Drähten: die größte Geschäftsstraße der Metropole. Ich verpasse die Erklärungen über ein ehemaliges Kriegsministerium, indem ich ganz benommen Reklameplakate an einem großen Geschäftshause lese: „Angestaubte Ware zu niedrigen Preisen wegen Geschäftserweiterung“.

Ich kann überhaupt nicht Schritt halten mit dem Tempo unseres Cicerone. Während er schon beim Völkermuseum ist, denke ich noch an vergangene Karnevalsfeste in der guten Kunstgewerbeschule, die nun nicht mehr im alten Hause wohnt. Er verkündet schon: Vaterland, Café Vaterland, das größte Café der Hauptstadt, und ich sehe noch auf blühende Büsche an einem kleinen Bretterkino, das vorstädtisch verloren zwischen den richtig Grund und Boden ausnutzenden Nachbarn stehen geblieben ist. Und wohin soll ich nun sehen, zu den Ausflüglern in hellen Röcken und Waschkleidern auf der Freitreppe des Potsdamer Bahnhofs oder zu dem berühmten Verkehrsturm auf dem Platz, der wie ein Schiedsrichterstuhl beim Tennis über niedlich kleinen Rasenflächen wacht?

Daß man nicht aussteigen darf, das ist das Schicksal der Fremden. Der Führer erzählt, daß im Postministerium ein Museum sei mit alten Postkutschen und Briefmarkensammlungen. Das hätt' ich gern gesehen. Ich hatte doch auch als Quartaner eine Sammlung. Thurn und Taxis hatte ich und alte Preußen. Gegen was hab' ich die wohl damals getauscht?

Gegen den lichten staubblauen Himmel leuchtet das patinagrüne Flügelpferdchen auf dem Dach des Schauspielhauses. „Bühneneingang“. Ihr andern richtigen Fremden, ihr habt da nie gewartet als Schü-

ler auf die hehre Darstellerin der Jungfrau von Orleans. Ihr bekommt nur die beiden Dome gezeigt und eingepägt, daß der eine der deutsche und der andere der französische ist. Von Schiller erwischt ihr nur ein verlorenes Profil. Er schaut wie immer auf Webers Trauermagazin.

Um die bescheidene adrette Werdersche Kirche dämmern alte Zeiten. Aus welchem Fontaneschen Roman sah man doch auf die Uhr dieser Kirche, damals, als es noch die Moral gab und die guten Weinstuben, in denen die Stammtische der Geistigen waren?

„Die Flüsse hier sind immer Spree“, sagt tief sinnig der Führer und zeigt auf mehrere Wasserarme. Rasch sind wir vorüber an ein paar ganz alten Gassen. Ist das Berlin? Das müßte man wirklich einmal ansehen. Wenn man aussteigen dürfte. Ich nehme mir bestimmt vor, nächstens das mittelalterliche Berlin zu studieren. Da drüben der grimme Roland am Märkischen Museum kann es von mir verlangen. Ach, aber die Engroshäuser und Bürohäuser umher wollen nicht viel wissen von den beiden alten Kirchen, die zwischen ihnen geblieben sind.

Den Großen Kurfürsten auf seiner einsamen Brücke recht zu würdigen, hindern uns johlende Straßenjungen, die uns arme Fremde verspotten und rufen: „Det da drüben is Wasser und die im Auto sin der Zoologsche Jarten.“ Gedemütigt kommen wir ans Schloß. Etwas zu lange verweilt unser Erklärer bei der Rückseite des früheren kaiserlichen Marstalls und beim Neptunbrunnen. Und als einige meiner Mitfremden das wundervolle Eosanderportal ansehen wollen, zwingt er ihre Blicke hinüber zu den vielen Marmorfallen und Allegorien des Nationaldenkmals. Den großen Dom, an den wir dann müssen, nennt er „sehr hübsch, besonders innen“. Aber mir zum Trost ist hier dicht vor uns an der Bordschwelle ein holdes kleines Gefährt gelandet. Auf roten Kinderwagenrädern bauen sich zwei Etagen auf mit Glasscheiben, darin stehen blinkende Nickelmaschinen mit Tellerchen und Löffelchen. Ein Eisverkauf: eine süße Zwergenwirtschaft, durchschimmernd wie Schneewittchens Sarg.

Hinter der Oper grünt die Kuppel der Hedwigskirche wie ein Türkis. Die alte Bibliothek steht freundlich und bequem wie eine Kommode. Vorüber, vorüber. Nun sind wir am Brandenburger Tor. Ich starre auf die leere, immer leerer werdende Mitteldurchfahrt, durch die jetzt niemand mehr fährt. – Wir aber eilen durch den Tiergarten bis nach Charlottenburg, bis zum Kaiserdamm, zur Heerstraße, und mit dem

begreiflichen Stolz des Einheimischen lasse ich die Fremden die Straßenwunder bestaunen. Als wir dann aber ins weitere Charlottenburg geraten und vor jene gar so romanische Kirche kommen (in meiner Kinderzeit stand an ihrer Stelle ein wunderbarer alter einzelner Baum) – und als der Führer dieses Gebäude als eine der schönsten Kirchen Deutschlands vorstellt, werde ich wieder bescheiden. Rettend erscheint die Terrasse des Cafés. Ich fasse mir ein Herz, und steige aus. Die Freunde im Café machen große Augen, als sie mich von dem Käsewagen heruntersteigen sehen. – Ich nehme mir fest vor, demnächst in Berlin richtig spazieren zu gehen.

Zärtliche Arabeske

Die Frau?

Als Adam träumerisch in den herbstlichen Baum hinauf sah, an dem die verbotenen Äpfel hingen, sah Eva vom Baum zu ihm und von ihm zum Baum und sagte dann: „Du möchtest wohl doch gern von ihnen kosten. Oder was denkst du?“

Adam sagte: „Wenn man lange hinsieht, bekommen auch die Blätter Apfelglanz. Im Herbst fließt alles zusammen, was im Frühling sich unterscheidet.“

„Das kommt, weil dich sehr nach den Äpfeln gelüstet. Nun siehst du überall Äpfel.“

„Meinst du ...?“

„Ich kenne dich. Hast du denn auch gar keine Wißbegier, was uns geschehen wird, wenn wir davon essen? Woran denkst du den ganzen Tag? Was hast du denn heut den ganzen Tag getan?“

„Ich habe den Tieren und den Blumen Namen gegeben“, sagte er tiefsinnig und unsicher.

Da hielt sie ihm die braun und goldene Frucht hin.

*

Ich kann mich schwer in die Seele des ersten Mammutjägers zurückversetzen. Aber ich stelle mir vor: als er blut- und schweißtriefend von der ungeheuren Tat in seine Höhle heimkam, sagte seine Frau zu ihm: „Du bist ein Gott!“ Er zitterte.

Die Frauen?

Wir wissen so vieles nicht. Sie wissen einiges so bestimmt. Und da wir das auch nicht wissen, müssen sie uns mit der Nase darauf stoßen! In den letzten, in unseren Zeitläuften wissen wir so besonders vieles nicht recht. Was wir denken, ist uns verdächtig, was wir tun, kaum unsere Tat. In der modernen Zeit – wüßt ich nur, was modern ist? – hat es die Frau besonders schwer mit dem ungenauen Mann. Damit er nun endlich wisse, was er tut, wonach ihn gelüstet und was er sich dabei denkt, hat sie ihm schnell, die Gute, die Besorgte, auf eine Weile alles abgenommen. Sie macht es ihm vor. „Siehst du, so ist das. Sieh her, wie gut ich beten und handeln, lieben und denken kann. Weißt du nun endlich, was das ist und wie es gemacht wird?“ Die Holde, die Bescheidene, sie weiß, daß er's besser weiß: es ist nur alles bei ihm so langsam oder zu plötzlich. Sie muß ihn immer wieder ein bißchen gebären und ein bißchen begraben. Sie hat von Gott und Teufel den Auftrag, an diese Wirklichkeit ihn zu locken, an die er noch immer nicht ganz glaubt. Die moderne, die von heute, hat's besonders schwer. Was muß sie alles denken und tun und können, – bis er ihr endlich alles wieder abnimmt und dann selig müde auf ihren geneigten Scheitel schaut und auf die Finger, die irgendwas weben!

Vorläufige Liste

Zum nächsten Ersten muß unsere Tilly allerhand anschaffen; sie zieht aus ihrem möblierten Zimmer in eine richtige eigene Wohnung. Tisch und Bett hat sie von einer Tante geerbt. „Was brauch ich denn noch Notwendigstes?“ fragte sie uns. Wir denken nach und stellen ihr eine vorläufige Liste auf:

„Du brauchst: eine Tür, um ins Haus zu fallen, einen Wind, um deinen Mantel danach zu hängen, einen Kopf, auf den du den Nagel triffst, an den du deinen Beruf hängen kannst, und ein Haupt, auf das du glühende Kohlen sammelst, einen Scheffel, unter den du dein Licht nicht stellen sollst, eine lange Bank, auf die du alles schiebst, einen Ofen, hinter dem du keinen Hund hervorlocken kannst, einen Hund, auf den du kommst, und einen Knochen, den du neben ihn legst, ein Wässerlein, das du trübst, ein Kind, das du mit dem Bade ausschüttetest, und noch ein gebranntes Kind, um das Feuer zu scheuen, einen Balken, der sich biegt, wenn du lügst, Sand, auf den du aber nicht bauen darfst, du mußt ihn in die Augen streuen, grünen Klee, über den du lobst, Leim, auf den du gehst, eine Schnur, über die du haust, einen Ast, um ihn unter dir abzusägen, einen Harnisch, in den du gerätst, eine große Glocke, an die du alles hängst, zwei Stühle, zwischen die du dich setzt;

eine Schlange, die du am Busen nährst, einen Affen, der dich laust, und eine Laus, die dir über die Leber läuft, einen Bock, um ihn zum Gärtner zu setzen, einen Bären zum Aufbinden, ein Schäflein, um es ins Trockene zu bringen, eine Mücke, um sie zum Elefanten zu machen, Säue, vor die du deine Perlen wirfst, Spatzen, um mit Kanonen nach ihnen zu schießen, und Eulen, um sie nach Athen zu tragen, Felle, die dir davonschwimmen;

Berge, um sie zu versetzen, eine Wurst, die du nach dem Schinken schmeißt, Suppe, in der du ein Haar findest, Butter, die du dir vom Brot nehmen läßt, und einen Brotkorb zum Höherhängen, Brei, den viele Köche verderben, Löffel, um die Weisheit damit zu essen, Honig, um ihn ändern ums Maul zu schmieren;

Granit, um darauf zu beißen, einen Schelm, der mehr gibt, als er hat, einen Wirt, ohne den du die Rechnung machst, ein Pulverfaß, auf dem

du tanzt, ein letztes Loch, aus dem du pfeifst, einen steten Tropfen, der den Stein höhlt, einen rechten Fleck, auf dem du das Herz hast, und Hosen, in die es dir fällt, einen Kamm, der dir schwillt, eine Stelle, an der du sterblich bist ...“

„Halt, halt“, rief sie. „Genug, genug!“

Aber ihr seht, man könnte die Liste noch lange fortsetzen ...

Passagen

In der Avenue des Champs-Élysées zwischen neuen Hotels mit angelsächsischen Namen wurden vor kurzem Arkaden eröffnet, und die neueste Pariser Passage tat sich auf. Zu ihrer Einweihung blies ein Monstreorchester in Uniform vor Blumenparterres und Springbrunnen. Man staute sich stöhnend über Sandsteinschwellen an Spiegelscheiben entlang, sah künstlichen Regen auf kupferne Eingeweide neuester Autos fallen, zum Beweis der Güte des Materials, sah Räder in Öl sich schwingen, las auf schwarzen Plättchen in Straßchiffren Preise der Lederwaren und Grammophonplatten und gestickten Kimonos. In diffussem Licht von oben glitt man über Fliesen. Während hier dem modischsten Paris ein neuer Durchgang bereitet wurde, ist eine der ältesten Passagen der Stadt verschwunden, die Passage de l'Opéra, die der Durchbruch des Boulevard Haussmann verschlungen hat. Wie dieser merkwürdige Wandelgang es bis vor kurzem tat, bewahren noch heute einige Passagen in grellem Licht und düsteren Winkeln raumgewordene Vergangenheit. Veraltende Gewerbe halten sich in diesen Binnenräumen, und die ausliegende Ware ist undeutlich oder vieldeutig. Schon die Inschriften und Schilder an den Eingangstoren (man kann ebensogut Ausgangstore sagen, denn bei diesen seltsamen Mischgebilden von Haus und Straße ist jedes Tor Eingang und Ausgang zugleich), schon die Inschriften, die sich dann innen, wo zwischen dicht behängten Kleiderständen hier und da eine Wendeltreppe ins Dunkel steigt, an Wänden wiederholen, haben etwas Rätselhaftes. „ALBERT au 83“ wird ja wohl ein Friseur sein, und „Maillots de théâtre“ werden Seidentrikots

sein, aber diese eindringlichen Buchstaben wollen noch mehr sagen. Und wer hätte den Mut, die ausgetretne Stiege hinaufzugehn in das Schönheitsinstitut des Professeur Alfred Bitterlin. Mosaikschwellen im Stil der alten Restaurants des Palais Royal führen zu einem Dîner de Paris, sie steigen breit bis zu einer Glastür, aber es ist so unwahrscheinlich, daß dahinter wirklich ein Restaurant sein wird. Und die nächste Glastür, die ein Casino verheißt und etwas wie eine Kasse mit angeschlagenen Preisen von Plätzen sehen läßt, wird die nicht, wenn man sie aufmacht, statt in einen Theaterraum ins Dunkel führen, in einen Keller hinunter oder auf die Straße? Und auf der Kasse lagern mit einmal Strümpfe, schon wieder Strümpfe, wie drüben in der Puppenklinik und vorhin auf dem Nebentisch des Branntweinausschanks. – In den belebten Passagen der Boulevards wie in den etwas leeren der alten Rue Saint-Denis liegen in dichten Reihen Schirme und Stöcke aus: eine Phalanx farbiger Krücken. Häufig sind hygienische Institute, da tragen Gladiatoren Bauchbinden, und um weiße Mannequinbäuche schlingen sich Bandagen. In den Fenstern der Friseure sieht man die letzten Frauen mit langem Haar, sie haben reich ondulierte Massen auf, versteinerte Haartouren. Wie brüchig erscheint daneben, darüber das Mauerwerk der Wände: bröckelndes Papiermaché! ‚Andenken‘ und Bibelots wollen grausig werden, lauern lagert die Odaliske neben dem Tintenfaß, Adorantinnen in Strickhemden heben Aschbecher wie Weihwasserbeken. Eine Buchhandlung benachbart Lehrbücher der Liebe mit bunten Epinaldrucken, läßt neben den Memoiren einer Kammerzofe Napoleon durch Marengo reiten und zwischen Traumbuch und Kochbuch altenglische Bürger den breiten und den schmalen Weg des Evangeliums gehen. In den Passagen erhalten sich Formen von Kragenknöpfen, zu denen wir die entsprechenden Kragen und Hemden nicht mehr kennen. Ist ein Schusterladen Nachbar einer Confiserie, so werden seine Schnürsenkelgehänge lakritzenähnlich. Über Stempel und Letternkästen rollen Bindfäden und Seidenknäuel. Nackte Puppenrumpfe mit kahlen Köpfen warten auf Behaarung und Bekleidung. Froschgrün und korallenrot schwimmen Kämmen wie in einem Aquarium, Trompeten werden zu Muscheln, Okarinen zu Schirmkrücken, in den Schalen der photographischen Dunkelkammer liegt Vogelfutter. Drei Plüschstühle mit Häkelschonern hat der Galeriewächter in seiner Loge, aber daneben ist ein ausgeleerter Laden, von dessen Inventar nur ein Schild übrig blieb, das

Gebisse in Gold, in Wachs und zerbrochen ankaufen will. Hier in dem stillsten Teil des Seitenganges können Personen beider Geschlechter Personal werden, wo hinter der Scheibe eine Wohnzimmerkulisserie eingerichtet ist. Auf die blaßbunte Tapete voll Bilder und Bronzestützen fällt das Licht einer Gaslampe. Bei der liest eine alte Frau. Die ist wie seit Jahren allein. Nun wird der Gang immer leerer. Ein kleiner roter Blechschirm lockt in einen Treppenaufgang zu einer Fabrik von Schirmzwingen, eine staubige Brautschleife verspricht ein Magazin von Kokarden für Hochzeiten und Bankette. Aber man glaubt's ihr nicht mehr. Feuerleiter, Regenrinne: ich stehe im Freien. Gegenüber ist wieder etwas wie eine Passage, eine Wölbung und darin eine Sackgasse bis zu einem einfenstrigen Hôtel de Boulogne oder Bourgogne. Aber da muß ich nicht mehr hinein, ich gehe die Straße hinauf zu dem Triumphthor, das grau und glorreich Lodovico Magno erbaut ist. An den Reliefpyramiden seiner steigenden Pfeiler lagern Löwen, hängen Waffenleiber und verdämmernde Trophäen.

Karsamstagsgeschwätz

Karsamstag. Ein Garten in der Ile-de-France. Am grünen Holztisch in der Mittagssonne bemalen die Frauen Ostereier für unsere Kinder. Tatjana, die Moskowiterin, pinselt auf alle, die durch ihre Hände gehen, das fromme russische X P und erzählt von jungen Buben und alten Herren, Schustern und Großfürsten, die einen auf der Straße küssen durften, wenn die Glocken läuteten. Genauer noch berichtet sie von einem wunderbaren pyramidenförmigen Kuchen aus Topfen, Rosinen und kandierten Früchten, der Pasha heißt oder so ähnlich. Lore, die Schwabingerin, malt auf roten Grund artige gotische Zuckerlämmer, wie sie mit Fahnen in der Weiche zu München in Bäckerauslagen hocken. In ihrer Heimat glauben die Kinder, daß die Ostereier am Karsamstag mit den geweihten Glocken aus Rom gereist kommen. Während sie dann von der Osterkerze spricht und den fünf Weihrauchkörnern, Sinnbildern der heiligen Wundmale, die in Kreuzform der Kerze

eingefügt werden, zeige ich unserm Pariser Freund Claude das reizende Osterhasenbuch mit den Bildern von Freyhold und den Versen von Morgenstern, das morgen die Kinder ansehen sollen. Er findet es charmant, wundert sich aber ein wenig über die zoologische Merkwürdigkeit des Tierchens und glaubt, französischen Kindern würde schwer beizubringen sein, daß der Hase die bunten Eier selbst lege. So hat hierzulande ja auch der Klapperstorch sozusagen nie festen Fuß fassen können, und die kleinen Kinder werden weiter wie bisher hinterm Kohl gefunden. „Wo kommt er nur her, euer Osterhase?“

Unser Philologe Gerhart weiß einen mittelalterlichen Vers, in dem es bereits heißt:

„O Osterhaas, o Osterhaas,
leg dyne eier in das grasz“,

woraus zu schließen ist, daß man schon in alter Zeit im Namen dieses Wunderwesens den Kindern Eier versteckte. Aber er meint skeptisch, der Hase sei nur eine Sprachentgleisung aus dem Osterhahn, den in Tirol die Kinder in Brezelgestalt vom Paten bekämen und der wiederum seine eierlegende Funktion von einer Osterhenne übernommen habe. Schüchtern wage ich mich mit der Meinung vor, der Hase sei ein Mysterientier und komme als Sinnbild der Fruchtbarkeit unter heidnischen Gräbersymbolen vor. Als Claude lächelt, wird Hannah, die mit ihm in beständigem Liebesstreit lebt, ausfallend: „Die Griechen und wir sind eben nicht so raisonnable wie ihr neuen – Lateiner.“

Worauf er erwidert, als simple Huhnprodukte gäben sich auch den französischen Kindern gegenüber die Ostereier nicht aus. Geheimnisvoll langen, wenn man am Festmorgen an ihr Bett kommt, Eltern und Großeltern unter dem „Traversin“, der großen Rolle am Kopfende des wohnlichen französischen Bettes, rote und goldene und vielfarbige Eier hervor. Im „ancien régime“ wurden mächtige Körbe voll bemalter und vergoldeter Eier in des Königs Schlafgemach gebracht und beim Lever am Ostermorgen verteilte daraus die Majestät an große und kleine Höflinge. Und es waren richtige Kunstwerke unter den bunten Eiern. Maler wie Watteau und Lancret haben sie für ihren Fürsten bepinselt. Diese Künstlersitte sollte man wieder einführen. Welch neue Möglichkeiten: kubistische, expressionistische, surrealistische Ostereier! Claude greift noch weiter in die Geschichte zurück: Im Mittelalter zogen Kleriker,

Studenten der Sorbonne und allerhand junges Volk, nachdem sie vor der Kathedrale von Notre-Dame ihre Laudes abgesungen, in langem Zug mit Fahnen und Trompeten über Plätze und Carrefours, drangen in die Gassen und ließen sich Eier schenken. Ob sie dabei auch Küsse erbeuteten, fromme oder unfromme, ist nicht überliefert. Und in jenen Zeiten waren die Eier besonders österlich und festlich, weil in der Fastenzeit Eieressen ebenso verboten war wie Fleischessen. Man behauptete, dieser Genuß nach der Enthaltbarkeit sei der eigentliche Sinn des Ostereis. Diese gelehrte Erklärung genügt uns nicht, wir, wir wollen tieferen Sinn, da doch das ganze Fest nicht nur hebräisches Passah und christliche Auferstehungsfeier ist, sondern fromm und keck, tiefsinnig und kindisch mit Opfern und Spielen, mit Kirchenglocken und Kinderknarren alljährlich das Wunder des Werdens, welches Leben und Sterben vereint, läutet und wirbelt. Es ist viel Geheimnis in den kleinen bunten Dingern, die unsere Kinder in Zimmerwinkeln und Gartenhecken suchen und finden, und in ihrem Jubel ist noch das Ostergelächter, risus paschalis, das einst auf den Kanzeln sinnenfrommerer Zeiten angestimmt und von der ganzen Gemeinde gelacht wurde. Das möchte Lore wieder eingeführt haben und bekommt weltgeschichtliche Melancholie, als unser Philologe ihr berichtet, es sei schon im 17. Jahrhundert nebst den hübschen Ostermärlein und närrischen Gedichten, mit denen man das Volk, das durch Fasten und Buße betrübt, einst erfreut und getröstet habe, verboten worden, weil es zu Mißbräuchen führte. Wir müssen ihr versprechen, das heilige Osterlachen wieder einzuführen, wenn uns endlich die Welt gehören wird. Bis dahin wollen wir uns begnügen zuzusehen, wie unsre Kinder in holdem Diminutiv die großen Sagen und Offenbarungen bewahren, Befreiung aus Ägyptenland und Heilandsopfer feiern, wenn sie die weißen Zuckerlämmer aus Bäckers Laden erst streicheln und dann verspeisen und bunte Eier in Händchen halten, die Sinnbilder der ältesten Götter sind. Aber was es mit dem Osterhasen für eine Bewandnis hat, haben wir noch nicht genau heraus. Wir sind hier auf dem Lande fern allen Bibliotheken, wir bitten Gelehrtere um Aufklärung.

Die zweite Verszeile

Die Überzeugung, ein Dichter zu sein, habe ich, von keiner Skepsis gestört, eigentlich nur als Kind gehabt, und wenn ich später den Mut, etwas Selbständiges, „Schöpferisches“ zu schreiben, fand, so war das immer eine Art Wiederfinden dieses kindlichen Selbstvertrauens. Und so muß ich denn, wenn ich nach den Umständen gefragt werde, unter denen mir für das eigene Gefühl zum erstenmal etwas Dichterisches glückte, auf ein Kindheitserlebnis zurückgreifen. Ich ging als achtjähriger Junge durch die Parkanlagen meiner Heimatstadt. Damals kannte ich schon einige Gedichte aus der Sphäre von Matthias Claudius' Abendlied und hatte an Versen eine körperliche Freude wie an Musik, an Sonnenstaubtrichtern, die sonntags früh durch Vorhänge auf den Fußboden der „guten Stube“ fielen, an Vogelgezwitscher und an dem seligen Sinken auf der schrägen Ebene des Einschlafens. Ich erfand, erst noch ganz nachahmerisch, einige Verse, mehr einer Klangfolge als einer bildhaften Vorstellung nachhängend. Die erste und die dritte Zeile einer sechszeiligen Strophe wurden konventionell. Aber bei der zweiten – geschah etwas mit mir, der Abendwind war innen in mir, die Vogelstimmen taten mir im Herzmuskel angenehm weh. Ich setze die drei Zeilen her und bitte für die Bekanntgabe von 1 und 3 um Entschuldigung:

„Langsam sinkt die Sonne nieder
Und der Vogel im Gefieder
Singet seine Jungen ein.“

Von der eigentlichen Bedeutung des Vogelgesanges wußte ich begreiflicherweise noch nichts Bestimmtes. Mir war alles Lied noch Wiegenlied, was das Sinnlose der dritten Zeile erklärt. Die Bewegung der Sonne war eine mehr übernommene als erlebte Vorstellung. Aber die kleine Wortfolge der zweiten Zeile mit ihrer Unregelmäßigkeit in der Satzstellung, der unbestimmten, doppelten syntaktischen Beziehung der Worte „im Gefieder“ war mir selbst wunderbar, war nur von mir, und doch geschenkt.

Und seither habe ich mich als Kind dauernd, als Erwachsener aber nur jedesmal, wenn mir etwas einfiel wie dieser „Vogel im Gefieder“, für einen Dichter gehalten.

Bei den Kindern von Berlin O

Das Kasperle-Theater lebt noch!

Das beste und dankbarste Publikum hat der Kasperle vom Volksbildungsamt Friedrichshain. Nicht nur, daß es „mitgeht“, es spielt mit, es greift in die Handlung ein. Selbst die winzigsten unter den kleinen Leuten, bei denen ich als zugelassener Erwachsener in der Aula des Andreas-Realgymnasiums saß, scheinen mit der Kasperleliteratur so vertraut zu sein, wie das Volk von Athen mit der Sagenwelt, aus der ihm jeweils ein Stück vorgeführt wurde. Sie wissen, wie es weitergeht, und freuen sich doch festlich. Das Warten schon ist schön. Immer wieder zuckt und ruckt der rote Vorhang der kleinen Bretterbühne, hinter der die Pfeifen der Schulorgel rechts und links vorschauen. Da gibt es alle Formen der seligen Aufregung. Kleine Mädchen sitzen still und heiß vor ihren Zöpfchen und Schleifen, manche Jungen fangen an zu raufen, freche rufen: Kasperle, Kasperle!, schüchterne nagen geduckt an den Nägeln. Und ein blasser Altkluger erzählt einem Herrn Lehrer, was er von Kasperle weiß: „Er hat Locken wie eine Frau“, sagt er.

Als endlich der Vorhang aufgeht, singen alle erst geduldig das Volkslied mit, das Meister und Meisterin des Spiels, zwei junge, lebenswürdige Menschenkinder, mit Mandolinbegleitung anstimmen. Dann erscheint – wie in Goethes „Faust“ – als erster der Theaterdirektor und fragt die Kinder, was heute gespielt werden soll. Man entscheidet sich für das sinnreiche Spiel von der Zauberflasche, die man immer billiger verkaufen muß, als man sie gekauft hat, und deren letzten Besitzer der Teufel holt.

Kasperle, so strudellockig und übermütig er daherkommt, ist doch ein vernünftiger Berliner. Nachdem er die Flasche gekauft und mit

Hilfe der Kinder für seine Gretl und sich Haus und Hof und Malzbonbons gezaubert hat, bringt er das gefährliche Objekt mit Hilfe der Kinder, die ihm schon einen Käufer wissen, wieder an den Mann. Als ihn dann Gretl Pilze suchen schickt und er fragt: „Wo ist denn hier ein Wald?“ überzeugen sie ihn mit siegreicher Illusion, daß das grüne Tuch Wald sei. Er will einen Pilz kosten. Die Kinder warnen: „Giftig, giftig!“ Ach nun hat er schon gegessen. Sie rufen: „Gretl!“ Und als sie kommt: „Den Doktor holen.“ Aber der ist im Kino. „Die Zauberflasche vom Zirkusdirektor zurückkaufen.“ Gretl und die Kinder zaubern mit „Hopdi, Popdi! Eins, zwei, drei!“ Kasperle wieder lebendig. Aber wie jetzt die Flasche loswerden? „Seeräuber, Seeräuber“, schreien die Kinder, die alles wissen.

Nun kommt eine bemerkenswerte Nuance: Die Flasche kostet nur noch einen Pfennig. „Soll ich dem Seeräuber das vom Teufelholen sagen?“ fragt Kasperle die Kinder beiseite. Einige rufen: „Nein, sag’s ihm nicht“, andre und Kasperle selbst haben moralische Bedenken. Wir sind alle verlegen und besorgt. Als dann Kasperle dem Seeräuber die Wahrheit sagt, löst der zu unser aller Freude den Knoten mit der Erklärung: „Ach, ich komme sowieso in die Hölle. Ich habe schon soviel seegeräubert!“

Und nun kann Kasperle mit seiner Gretl tanzen und die Kinder singen dazu. Und dann wirft er den Kopf zurück und ruft: „Auf - - -“, und als er ihn vorschleudert, rufen die Kinder „Wiedersehn!“ Und noch draußen die nasse Koppenstraße entlang zaubert die kleine Gesellschaft weiter: „Hopdi, Popdi, eins, zwei, drei!“

Die nicht auf dem Programm stehen

Erfolgshelfer im Varieté

Wenn ihr von euerm Parkettsitz im Varieté hinaufseht in den blauen, weißbewölkten Himmel der Deckenmalerei, bemerkt ihr eine Reihe heller Scheiben, aus denen im Staubtrichter Lichtkegel auf die Artisten fallen. Über den Balkonlogen gibt es beleuchtete Metallapparate zu sehen und in dem Bühnenrahmen Öffnungen wie Schiffsluken. Ich bin zu dem gegangen, der all diese Lichtquellen, das Rampenlicht und die Kronleuchter des Saales, verwaltet. Statt Regisseure und Stars zu interviewen, habe ich den *Beleuchtungsmeister* und seine Getreuen aufgesucht. Er hat mich in seinem Hauptquartier empfangen bei den Apparaten seines Schaltraums. Dort werden Rampen und Saalkronleuchter im Wechsel hell und dunkel gemacht. Von dort gehen Drähte zu den Regulierwiderständen und Telephone zu der Mannschaft dieses Lichtkommandanten. Dann sind wir heimliche Treppen hinaufgestiegen, erst in die Kammer der Widerstände, dann weiter durch das hölzerne Chaos des Dachbodens zu den „Brücken“. So heißen die Arbeitsräume der Mannen an den Scheinwerfern, die um die Bewegungen der Artisten den mitwandernden Lichtkreis schaffen. Und während wir umherspazieren, beschreibt er mir, wie der Vorhang hinter den Künstlern rot, schwarz und elfenbeinern auf ihre Kostüme und Nummern abgestimmt wird, wie Schatten unter den Augen und Entstellungen vermieden werden, wie vor jedem neuen Programm lange beraten wird, und dann eine Hauptprobe fürs Licht ist, wo er unten neben dem Kapellmeister sitzt und mit seiner Schar da oben telephonierte. Und dann resümiert er sein Schaffen mit einem richtigen Ausspruch: „Wenn Direktion und Regie das Hirn des Ganzen sind, so ist die *Beleuchtungsmeisterei* das Herz.“

Ich komme hinter die Szene zu den verständigen Leuten, die das törichte Künstlervolk beaufsichtigen, den Strippenziehern, die es dem Clown ermöglichen, scheinbar die Kugeln vom Gestell zu schießen. Hier walten die dem Publikum unsichtbaren Hände, die Reifen und Flaschen zuwerfen und abfangen, und die gelassenen Männer in Arztschürzen und Arbeiterblusen, die das zu laute Geschwätz der Girls

dämpfen; sie sollen erst toben, wenn sie draußen auf der Bühne wie Kinder im Freien sind. Und sind die Kinder draußen, werden sie noch weiter verwaltet von den Erwachsenen, die einem vorkommen wie die wahren Amateure des Schauspiels. Sie schieben den Spielenden neues Gerät zu, wenn das vorhandene keinen Spaß mehr macht, sie halten den Hintergrundvorhang an Seilen zurück, damit die Bälle der Unvorsichtigen nicht anprallen. Und wenn sie dann pustend, erschöpft und schwitzend ankommen, die eitlen, talentvollen Kinder, die immer des Guten zuviel tun, werden sie abgetrocknet und eingemummelt von den Hütern.

Es gibt auch sichtbare Helfer und Hüter. Den grotesk angezogenen musikalischen Clown begleitet ein ernster Herr im Gesellschafts- oder Straßenanzug. Er macht selbst ein paar Tricks, die eine gewisse klassische Vollkommenheit haben, aber nur, um die neuen Gefährten zur Geltung zu bringen, er hat seine liebe Not mit dem Gesellen, der soviel glitscht und purzelt, er muß achtgeben, daß der andre nicht heimlich an die Sektflasche geht, er hat Sorgfalt mit Gegenständen, die der Verwöhnte wegschmeißt. Er läßt sich lächerlich machen, besudeln, quälen und wendet sich immer wieder ohne Groll mit leidendem und stolzem Lächeln zu dem Publikum, und seine Handbewegung entfesselt Beifall für den andern. Als Gebrauchsmännchen, als Drohne begleitet er die starke Frau und ist ihr leichter Kavalier. Ehe sie sich an die Arbeit macht, soupiert sie mit ihm. Kurioses Souper; kaum hat sie einen Bissen gegessen, einen Schluck getrunken, so lüstet sie schon, Tischbeine und Stühle zu stemmen und aus allem Gerät Hanteln zu machen. Da muß der Kavalier, der Frauenlaunen kennt, rasch Gläser retten, Teller räumen und dabei möglichst lange die Dehors des glücklichen, verliebten Zechers wahren.

Ganz Nymphe, Engel, Peri ist die Helferin. Im gelben Peblon oder in türkischen Hosen steht sie, Standbein oder Spielbein, gelassen an der Kulisse und wartet, bis der Illusionist ihrer bedarf an der schwertdurchstoßenen oder unheimlich zusammengeschobenen Kiste, in der er einen jungen Burschen untergebracht hat. Ihr Mienenspiel lenkt ab von seiner Zauberei, die wir doch nicht durchschauen dürfen. Und die Selbstlose lächelt nicht, um uns zu gefallen, sondern nur, damit er uns gefalle.

Die Tiere kann man ja nicht ganz zu den Nebenpersonen und Ungeannten rechnen. Arbeiten sie auch nur gezähmterweise, so ernten sie